

WILHELM STÄHLIN · FREIHEIT UND ORDNUNG

Symbolon 4. Folge

WILHELM STÄHLIN

FREIHEIT UND ORDNUNG

Symbolon 4. Folge

Herausgegeben
im Namen des Rates der Evangelischen Michaelsbruderschaft
von Reinhard Mumm und Hildegart geb. Stählin

EVANGELISCHES VERLAGSWERK FRANKFURT-STUTTGART
JOHANNES STAUDA VERLAG KASSEL

Lektorat: Walter Schmidt

Alle Rechte bei Evangelischen Verlagswerk, Frankfurt–Stuttgart
Erschienen 1980 in Gemeinschaft mit dem Johannes Stauda Verlag, Kassel
Herstellung: J. F. Steinkopf Druck+Buch GmbH, Stuttgart
Bindearbeiten: Großbuchbinderei Ernst Riethmüller & Co., Stuttgart
ISBN 3-7715-0198-9 (Ev. Verlagswerk)
ISBN 3-7982-0153-6 (Stauda)

INHALT

Geleitwort von Adolf Köberle	7
Einleitung von Reinhard Mumm	9
I. SELBSTZEUGNISSE AUS DEM LEBEN	
Rückblick nach 50 Jahren: Was bleibt?	14
Michaelsbruderschaft – Rückkehr und Rechenschaft	27
II. ZUM VERSTÄNDNIS DER HEILIGEN SCHRIFT	
Drei Stücke aus dem Gottesjahr 1936	44
1. Die Einheit der Bibel	44
2. Die Gleichnisrede	48
3. Die alte und die neue Schöpfung	55
Das Kreuz Christi (Drei Vorträge in der Karwoche 1922)	65
1. Die Welt, in der Christus gekreuzigt wird	65
2. Christus, der sich kreuzigen läßt	76
3. Gott, der Christus ans Kreuz gibt	88
Das Kreuzeszeichen (Vortrag 1974)	99
1. Joh. 4, 13–16 – Eine biblische Besinnung	108
Der Heilige Geist tut das Unerwartete	123
III. KIRCHE IN DER ZEIT	
Absage an die Götter (Zwei Vorträge 1947)	128
1. Die geistige Krisis der Gegenwart	128
2. Nihilismus – Gefahr und Verheißung	144
Fragen der Anthroposophie an die Evangelische Kirche	165
Die Frage nach der Einheit der Kirche	193
IV. HILFEN ZUM GLAUBEN UND LEBEN	
Unser Verhältnis zur Zeit	204
Der Tag	204
1. Tag und Nacht	204
2. Vom dreifachen Morgen	206
3. Mittag	209
4. Vom Tischgebet	211
Das Maß unserer Zeit	215
1. Die Woche	215
2. Ruhetag	221
3. Vom Gebet	224

Gottesdienst und Kirchenjahr	227
1. Unsere Wochensprüche	227
2. Kirchenschmuck	232
3. Das Heilige Mahl	240
Lehre und Erziehung	247
1. Erziehung aus dem Glauben	247
2. Jugend und Alter	252
3. Das Märchen vom Storch	258
Der Glaube an den Schöpfer	262
1. Natur	262
2. Das Wunder (Ein Briefwechsel)	270
Der Glaube an den Erlöser	279
1. Ich bin	279
2. Der kommende Herr	287
Der Glaube – Die Kirche und das Ziel der Zeit	291
1. Das Geheimnis der Kirche	291
2. Das Ende	294
Geistliches Leben	297
1. Geistliche Übung	297
2. Gebete und Betrachtungen	305
4. Bruderschaft	311
Hilfe im Alltag	314
1. Was keine Zeit kostet	318
2. Die anderen Menschen	322
3. Du sollst nicht schielen	325
4. „Wir gedenken vor Dir ...“	328
Drei Worte zum Sonntag im Deutschen Fernsehen	331
V. ZUM ÖFFENTLICHEN LEBEN	
Freiheit und Ordnung	338
Macht und Ohnmacht der Ratio im europäischen Erbe	347
Aufstieg und Niedergang der Welt	361
Wilhelm Stählin's Leben in Daten	371
Handschriftenprobe Wilhelm Stählin's	372
Nachweis der Quellen	374

GELEITWORT

Wilhelm Stählin hat ein Lebenswerk hinterlassen, das nicht in Vergessenheit geraten darf. Er ist ein durchaus origineller Denker gewesen. Er verdient in der Theologiegeschichte des 20. Jahrhunderts neben Karl Barth und Karl Heim, neben Paul Tillich und Romano Guardini einen eigenen ehrenvollen Platz.

Es war ihm gegeben, großartige Einsichten und weit ausgreifende Zusammenhänge in klarer, edler und zuchtvoller Sprache darzustellen. Der vorliegende Band, der einen Überblick über das gesamte Schaffen bietet, wird seinen vielen Freunden und Schülern eine willkommene Gabe sein. Aber auch wer einen ersten Zugang zu dieser Lebensarbeit sucht, wird hier einen Einstieg finden, der zu weiterer Kenntnisnahme Freude und Mut erwecken kann.

Für Wilhelm Stählin ist die unerläßliche Voraussetzung für den Zugang zur Heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments die entschlossene Abkehr von der Alleinherrschaft des rationalen Denkens. Seit dem Zeitalter der Aufklärung haben die abstrakten Begriffe die Rolle übernommen, die einst Götter im mythischen Bewußtsein der Menschheit gespielt haben. Wie dem König Midas alles, was er berührte, zu Gold wurde, so hat sich für uns alle geistige Arbeit in rein begriffliches Denken verwandelt. Auch die Theologie hat sich diesem Umformungsprozeß bedenkenlos unterworfen und hat dadurch das Leben des Glaubens ausgehöhlt. Dem Übergewicht des wissenschaftlichen Bewußtseins wird uns von Wilhelm Stählin eine Wahrheitsschau entgegengestellt, die die bildkräftige, mit Anschauung gesättigte Sprache der biblischen Zeugen neu zu Ehren bringt.

Bei dem Bischof und Professor kommt beides zu seinem Recht: die Herrlichkeit der Schöpfung und ihre Abgründigkeit, die Größe und das Elend des Menschen. Er hatte einen Blick für die Mächte der Finsternis. Der dämonische Realismus war für ihn die Voraussetzung, um ganz ermessen zu können die Größe der Gabe Gottes in dem Mysterium der Menschwerdung und in dem Sieg der Auferstehung. Das Kreuz Jesu ist das harte Nein wider allen weltlichen Optimismus. Alles irdische Leben ist an das Kreuz genagelt. Wir sollen es uns nicht selber schnitzen, jederzeit aber bereit sein, uns kreuzigen zu lassen, wenn Leid und Last des Lebens ungewollt und ungesucht über uns kommen.

Stählin hat gewußt: die Aneignung des Glaubens bedarf der geistlichen Übung. Er hat viel Zeit und Kraft seines Lebens darauf verwendet, suchenden und fragenden Menschen dazu hilfreich an die Hand zu gehen. Raum und Zeit können geheiligt werden. Stätten der Anbetung, der Tag, die Woche, das Jahr dürfen durchscheinend werden für die verborgene Klarheit Gottes. Wie das im einzelnen geschehen mag, dafür bringt der vorliegende Band eine Fülle von praktischen Hinführungen.

Den religiösen Individualismus, das privatisierende fromme Einspannerum und die damit verbundene Unkirchlichkeit hat Stählin „die Erbkrankheit des Protestantismus“ genannt. Er war sich klar darüber, daß Luther dafür nicht verantwortlich gemacht werden kann. Wohl aber sah er deutlich, wie mit der fortschreitenden Pflege der Persönlichkeitsstruktur der Sinn für die Gemeinschaft im Glauben mehr und mehr verlorengehen mußte. Zur Überwindung dieses Notstandes kam es, als ein verheißungsvoller Anfang, mit der Gründung der Michaelsbruderschaft, an deren Entstehung und Aufbau er maßgeblich beteiligt war.

Zeitlebens litt Stählin unter der Pluralität der Kirchen. Es war sein Herzanliegen, sich für die Einheit der Kirche Jesu Christi einzusetzen. Dazu stellte er die Forderung auf: „Keine Konfession darf sich heute der Einsicht entziehen, wie begrenzt und ergänzungsbedürftig die eigene Position ist. Jede Konfession hat bereit zu sein zur Buße, die mit Notwendigkeit aus solcher Einsicht folgt.“

Vier Bände Symbolon finden damit ihren Abschluß. Die Fülle an biblischer, systematischer und seelsorgerlich-praktischer Einsicht und Erfahrung, die damit gesammelt vorliegt, ist noch längst nicht ausgeschöpft. Akademische Lehrer, Pfarrbrüder im Amt, Theologiestudenten und darüber hinaus alle, die nach einer gesunden und kräftigen Speise des Lebens verlangen, können davon reich beschenkt werden.

Adolf Köberle

EINFÜHRUNG

Vor fünf Jahren ist Wilhelm Stählin im Alter von 92 Jahren gestorben. Er hinterließ ein reiches geistiges Erbe. Seine Persönlichkeit, seine unvergleichbare Gabe der Predigt und der Rede, die Weite seines Blickfeldes und die Tiefe seiner Erkenntnis, die klare und verständliche Art, in der er solche Erkenntnis weitergab, und die Meisterschaft seiner Sprache werden die nicht vergessen, die ihn gekannt haben. Gemeindeglieder in Nürnberg und Pfarrer, die an der Universität Münster seine Schüler waren, Michaelsbrüder und Glieder des Berneuchener Dienstes, die Evangelisch-Lutherische Kirche in Oldenburg und seine Freunde in Oberbayern, Hörer seiner Fernsehansprachen und wer sonst ihm begegnet ist, haben von der Ausstrahlung seiner Persönlichkeit einen bleibenden Eindruck gewonnen.

Von dem, was seine fleißige Feder schrieb, ist vieles gedruckt worden, aber oft nur in Flugschriften, die kaum noch greifbar sind. Anderes ruht verstreut in Archiven oder in privater Hand. Manches blieb ungedruckt und wartet darauf, gesichtet und gesammelt zu werden, um vielleicht doch noch im Druck zu erscheinen. Am Ende seines langen Lebens hat Wilhelm Stählin die Ausgabe einiger Sammelbände erlebt, die unter dem für ihn charakteristischen Namen „Symbolon“ im Evangelischen Verlagswerk Stuttgart herauskamen. Der dritte Band enthält eine Bibliographie aller seiner Werke. Drei Bände seiner Predigten sind, dem Kirchenjahr folgend, im gleichen Verlag erschienen; der letzte, nach seinem Tod veröffentlicht, ist bereits vergriffen. Was noch zu erhalten ist, wird am Schluß dieses Buches angezeigt. Seine Autobiographie, unter dem Titel „via vitae“ vom Johannes Stauda-Verlag in Kassel herausgebracht, enthält eine Fülle von Äußerungen zur Zeit- und Kirchengeschichte.

Zu seinen Lebzeiten hat Wilhelm Stählin viele dankbare Hörer und Freunde gefunden; aber er hat auch erfahren, daß er überhört wurde und sein Wirken ein deutlich begrenztes Echo fand. Gerade Theologen seiner eigenen, der evangelisch-lutherischen Kirche, haben ihn oft nicht angenommen, sondern sein Wort und Wirken übergangen. Dabei ist das, was er angeregt und gestaltet hat, von bleibender Bedeutung und Aktualität. Weil der Verleger davon überzeugt ist, hat er angeregt, diesen Band ausgewählter Schriften herauszugeben. Das Buch ist so angelegt, daß der Leser einen Eindruck vom gesamten Lebenswerk Stählins empfängt,

von seiner Nürnberger Zeit an, in der er während der zwanziger Jahre als Gemeindepfarrer und Jugendführer wirkte, durch die Jahre seines akademischen Lehramtes an der Universität Münster bis hin zu seiner Amtszeit als Bischof von Oldenburg nach dem letzten Krieg. Den Abschluß bilden Worte zum Sonntag im Fernsehen und Vorträge mit grundlegenden Einsichten in das Wesen des Menschen und die Lage der Welt, die Stählin in hohem Alter ausgesprochen hat; sie greifen Fragen auf, die gerade jetzt viel erörtert werden. Nach einem dieser Vorträge ist der Titel dieses Bandes gewählt: „Freiheit und Ordnung.“ Beide Begriffe sind nicht nur für den Autor charakteristisch, sondern sie bezeichnen ein unvermeidliches Spannungsverhältnis in der Wirklichkeit des Lebens. Der Untertitel „Symbolon 4. Folge“ besagt, daß dieser Band sich anschließt an die drei vorangegangenen mit gesammelten Reden und Aufsätzen.

Dieser 4. Band unterscheidet sich freilich von denen, die zu Lebzeiten Stählin erschienen sind. Denn er enthält nicht nur einige Reden und Aufsätze, die die vorhandene Sammlung ergänzen, sondern er möchte einen umfassenden Eindruck von dem verschaffen, was Wilhelm Stählin gedacht und getan hat. Gerade Leser, die den Jugendführer und Theologen, den Mitstifter der Michaelsbruderschaft und Seelsorger nicht gekannt haben, mögen aus dieser Sammlung etwas erfahren von dem Geist und den Gaben, die ihm gegeben waren. Wir denken dabei an junge Menschen, die weder einen persönlichen Eindruck von ihm empfangen, noch die Möglichkeit haben, seine Schriften aufzuspüren. Sie finden hier Zeugnisse aus verschiedenen Abschnitten seines Lebens und können daraus entnehmen, was sich lohnt, neu aufzugreifen und weiter zu geben. Aber auch die Älteren, Teilnehmer an geistlichen Wochen, die er so vielfältig gehalten hat, werden neben dem, was sie kennen und in ihrem Bücherschrank besitzen, Unbekanntes finden, was sie gern aufnehmen und das vertraute Bild ergänzt.

Auf zwei Selbstzeugnisse, den Rückblicken auf die Jugendbewegung vom Anfang unseres Jahrhunderts und auf die ersten drei Jahrzehnte der Michaelsbruderschaft, folgen einige Hinweise zum Verständnis der Bibel. Stählin war sein ganzes Leben hindurch ein begnadeter Ausleger der Heiligen Schrift. Ihn bewegten nicht in erster Linie wissenschaftliche Einzelheiten der Exegese, wohl aber nutzte er sorgfältig und eindringend die Exegese, um immer neu überraschende Grundlinien der Erkenntnis von den Schriften der Bibel her freizulegen und anzuwenden auf den Menschen in seinen Problemen.

Ein dritter Abschnitt enthält Aussagen zu der Zeit, in der wir leben. Da wird die geistige Krise der Gegenwart aufgedeckt. In spezieller Weise hat sich Stählin mit der Anthroposophie befaßt und sich auseinander-

gesetzt mit den Lehren der Christengemeinschaft, die sein Nürnberger Freund Friedrich Rittelmeyer begründete. Die „Frage nach der Einheit der Kirche“ deutet hin auf die ausgeprägte ökumenische Richtung und Haltung, die Bischof Stählin im Gespräch vor allem mit der katholischen Kirche eingenommen hat.

Unter der Überschrift „Hilfen zum Glauben und Leben“ sind kurze praktische Hinweise zusammengefaßt, die er viele Jahre hindurch in den Bänden „Das Gottesjahr“ weitergab. Es handelt sich um Kostbarkeiten, von denen leider nur eine kleine Auswahl hier geboten werden kann. Mit hineingenommen ist der Schlußabsatz seines 1940 erschienenen Buches „Bruderschaft“. Welchen Wert gerade dieses längst vergriffene Buch besitzt, mag ersehen werden aus der Tatsache, daß es eben jetzt in die französische Sprache übersetzt wurde, um in Paris neu zu erscheinen. Das Gedankengut der Michaelsbruderschaft ist im Begriff, in die ökumenische Christenheit einzugehen, durch die Missionsbruderschaft in Südafrika auch in den englischen Sprachraum. Der Leser der achtziger Jahre wird unschwer bemerken, daß Wilhelm Stählin seine Aufsätze, die hier als „Hilfen zum Glauben und Leben“ zusammengefaßt sind, vor rund fünfzig Jahren geschrieben hat. In ihrer Sprachgestalt spiegeln sie zum Teil die Empfindungswelt einer romantischen Jugendbewegung wieder, in der Ältere eigene Gefühle wiedererkennen mögen, die aber Jüngere in dieser Form als nicht mehr ihrer Art entsprechend ansehen können. Dennoch gehören auch diese Texte in einen Band, der einen Eindruck des gesamten Wirkens von Stählin vermitteln möchte. Wie jedem Autor, so ist auch ihm zuzugestehen, daß er in einem langen Leben sich gewandelt hat. Wer aufmerksam liest, wird in einer Sprachform, die einer vergangenen Zeit angehört, das Gültige und Bleibende erkennen und annehmen; er mag kritisch anmerken, daß manches fehlt, was heute deutlicher gesehen wird im Blick auf die menschliche Arbeitswelt. Aber er wird auch Dinge erfahren, die von geschichtlichem Interesse sind, etwa über das Entstehen der Wochensprüche, ihre Sinnggebung und die Wandlungen, die sie durchgemacht haben, ganz zu schweigen von den höchst aktuellen Ausführungen über die „geistliche Übung“.

Wilhelm Stählin war mit Leib und Seele Theologe, jedoch nicht eigentlich im Sinn eines Fachgelehrten, sondern als ein Denker, der von seiner Erkenntnis der christlichen Offenbarung her die Wirklichkeit der Welt zu erfassen trachtete. Darum haben ihn die Fragen der Weltanschauung und des politischen Handelns stets bewegt. Gerade in seinem Alter bedrängte ihn das verbreitete Streben nach dem Fortschritt der Menschheit. Als Theologe suchte er Antwort zu geben auf die Frage: Aufstieg oder Niedergang der Welt?

Sowohl der Verleger wie die Herausgeber sahen sich vor die schwer lösbare Aufgabe gestellt, aus der Fülle des vorliegenden Stoffes auswählen zu müssen. Es wäre gut möglich, ja erwünscht, diesen Band umfangreicher zu gestalten und ihm weitere folgen zu lassen. Aber aus zwingender Notwendigkeit mußte nicht nur ausgewählt, sondern auch empfindlich gekürzt werden. So ergaben sich schmerzliche Eingriffe in die Texte. Wieviel wäre noch aus den frühen Schriften Stählins zu erheben, die ein charakteristisches Licht werfen auf die geistige und kirchliche Entwicklung vor und nach dem Ersten Weltkrieg! Manche seiner Predigten, deren Text vorliegt, blieb ungedruckt, wiewohl sie auch in gelesener Gestalt ungewöhnlich lebendig wirken. Aus der Reihe „Absage an die Götter“ mußten die beiden Vorträge „Der Christ in der Politik“ und „Lehre und Leben“ gestrichen werden. Der weit gespannte Briefwechsel Stählins ist noch nicht ausgewertet, ebensowenig andere handschriftliche Zeugnisse seines Nachlasses. Ob sich dazu eine Möglichkeit bietet, etwa im Blick auf die 100. Wiederkehr seines Geburtstages im Herbst 1983, läßt sich heute nicht sagen. Jedenfalls wartet noch vieles auf eine spätere Veröffentlichung.

Dieser Band erscheint in dem Jahr, in dem das Luthertum der Welt und die ökumenische Christenheit der öffentlichen Bekanntgabe des Augsburger Bekenntnisses vor 450 Jahren gedenkt. Wilhelm Stählin wußte sich diesem Bekenntnis, das den Namen der Stadt trägt, in der er aufwuchs, sein Leben hindurch verpflichtet. Im Jahr darauf, zu Michaelis 1981, gedenkt die Evangelische Michaelsbruderschaft, in deren Auftrag dieser Band herausgegeben wird, ihres Weges durch ein halbes Jahrhundert. An beide Gedenktage, die innerlich mit dem Gedankengut des Professors und Bischofs Wilhelm Stählin verbunden sind, sei darum erinnert. Möge dieses Buch Leser finden, die daraus einen persönlichen Gewinn empfangen, und dazu beitragen, daß die Erscheinung Jesu Christi in dieser Welt Gestalt gewinne für seine Kirche und die Völker der Erde.

Grafring bei München
Epiphania 1980

Reinhard Mumm und Hildegart geb. Stählin

I.
SELBSTZEUGNISSE
AUS DEM LEBEN

RÜCKBLICK NACH 50 JAHREN: WAS BLEIBT?

(1963)

Was ist der Sinn dieser festlichen Stunde?* Unbeeinflusst durch die positive Vorwegnahme dessen, was vorausseilende Berichterstattung von dieser Stunde erwartet hat, und ebenso unbeirrt von der Angst vor Gespenstern, die nach der Meinung einiger besorgter Freunde in diesen Tagen spuken könnten, sollten wir ganz sachlich fragen, was der Sinn dieser Stunde nicht sein kann und was ihr auf der anderen Seite Recht und Sinn geben könnte. Daß seit jenem Meißner-Fest 1913 nun 50 Jahre vergangen sind, könnte uns dazu verführen, ein Jubiläum zu feiern; daß wir das gerade nicht wollen, ist in der Vorbereitung dieses Meißner-Tages oft genug gesagt worden. Dankenswerte Veröffentlichungen haben die Erinnerung wachgerufen an jenen Aufbruch vor 50 Jahren, und wir sind für diese historische Dokumentation dankbar, weil so viele der heute lebenden Menschen nicht mehr wissen und sich kaum mehr vorstellen können, wie es damals eigentlich gewesen ist. Aber ein solcher Rückblick muß doch zugleich feststellen, daß die Bewegung jener Jugend, die vor 50 Jahren zum Meißner gezogen ist, und die von ihr geschaffenen Lebensformen vergangen sind, und sie müßte zum mindesten auch fragen, ob es nicht ein sehr kleiner Teil der heutigen Jugend ist, in dem die Lebensimpulse von damals heute noch wirksam sind und sein können. Solche nüchternen Feststellungen zu wiederholen, ist gewiß nicht der Sinn dieser Stunde. So wenig wie das Leben des einzelnen Menschen gewährt die Geschichte Dauer oder Wiederholung. Darum habe ich bewußt meine eigenen Schriften, mit denen ich seinerzeit eine gewisse Wirkung auf die Jugendbewegung geübt habe, nicht etwa zur Vorbereitung meiner heutigen Rede noch einmal gelesen. Ich möchte nicht in die Gefahr geraten, als einer jener Propheten aufzutreten, die mit Pathos wiederholen, was ihnen vor 40 oder mehr Jahren zu sagen aufgetragen war. Ebenso wenig freilich könnte eine Rechenschaft darüber als sinnvoll gelten, was „erreicht“ worden ist und was nicht. Denn die Jugendbewegung wollte überhaupt nichts „erreichen“; ihr Leben war ihnen Selbstzweck genug (was sich freilich manche Leute damals ebenso wenig vorstellen konnten wie heute). Der Wert einer Lebenserscheinung, eines gelebten Lebens, läßt sich nicht messen an erreichten oder auch nur erreichbaren Zwecken. Auch die Frage, was denn geblieben ist oder bleibt, könnte in

* Rede auf dem Akademischen Festakt am 12. Oktober 1963 in der Aula der Universität Göttingen zur 50-Jahr-Feier des Meißner-Tages der deutschen Jugendverbände.

dem Sinn mißverstanden werden, daß wir etwa wie bei einer unserer Städte registrieren wollten, was die schreckliche Zerstörung überdauert hat, und was also nach der brutalen Zerschlagung der Jugendbünde im Dritten Reich übrig geblieben ist an ihren Idealen und Lebensformen.

Darum sollen in dieser Stunde weder Lobeshymnen laut werden auf die alte Jugendbewegung, noch auch unfruchtbare Kritik an ihren Fehlern oder Mängeln. Ein Vergleich vollends der Jugend vom Hohen Meißner mit dem inneren Zustand des Großteils der heutigen Jugend wäre erst recht unfruchtbar. Zwar ist gewiß heute die Kritik der Jugend an der älteren Generation ebenso groß und heftig wie damals, aber sie geht, wenn ich recht sehe, in die entgegengesetzte Richtung. Damals wandte sich die Jugend ab von einer bürgerlichen Selbstsicherheit in ihren erstarrten Lebensformen; heute empfinden sehr viele junge Menschen umgekehrt die große Unsicherheit der Älteren, und die Kritik drückt sich nicht aus in dem Ansatz zu einem eigenen jugendgemäßen Lebensstil, sondern eher in einer eiligen Vorwegnahme der Formen des Erwachsenseins. Schon darum scheint mir der Versuch sinnlos, das Erbe der Jugendbewegung für die heutige Jugend zu bewahren oder neu zu beleben, und etwa ein revolutionäres Feuer zu entzünden, wo kein brennbares Material ist.

Um mit diesen Vorbemerkungen über das, was dieser Stunde angemessen sein mag, nun zum Ende zu kommen: Trotz der Würde dieses akademischen Raumes will ich keinen Vortrag halten, sondern eine Rede, das heißt ein mit innerster Anteilnahme vorgetragenes Bekenntnis eines Mannes, der verhältnismäßig spät, als er selbst längst nicht mehr jung war, in Verbindung mit der Jugendbewegung geraten ist, und der sich bewußt ist und sich nicht schämt, das zu bekennen, daß er dieser Begegnung Entscheidendes für sein persönliches Leben und auch für seinen Beruf zu danken hat. Ich könnte auch sagen: das Bekenntnis eines Mannes, der immer wieder Menschen begegnet ist, mit denen er sich vom ersten Augenblick an in überraschender Weise verbunden fühlen konnte, weil sie gleich ihm selbst vom inneren Lebensstil der Jugendbewegung geprägt waren. Woran haben sich diese Menschen der Jugendbewegung erkannt? Was ist es, was sie aneinander entdecken und als ein Wesensverwandtes mit Freude begrüßen? Dieses ist die Frage, auf die ich mir und Ihnen, die Sie diese Stunde mitfeiern, eine Antwort geben möchte.

Dieses so tief Verbindende kann aber gewiß nicht in irgendwelchen Formulierungen oder Programmen gefunden werden. Auch die vielzitierte Meißner-Formel war ein sehr bemerkenswerter Versuch, jenes Gemeinsame und Verbindende auszudrücken, aber niemals ist das lebendige Leben durch fixierte Formeln zur Einheit gebunden worden – auch die

Meißner-Formel darf in dieser Hinsicht nicht überschätzt werden. Ebensovienig freilich können sich Menschen, die durch die Jugendbewegung hindurchgegangen und von ihr geprägt worden sind, nun an einem bestimmten äußeren Lebensstil erkennen. Jene Lebensformen waren liebenswert und erfreulich, so lang sie der echte Ausdruck jugendlichen Lebens waren. Aber wenn manche „ewigen Wandervögel“ solche Formen konserviert haben, so wirkt das nur allzuleicht als eine Erscheinungsform verlängerter Pubertät, anders ausgedrückt, als ein Mangel an Reife, an Selbstbescheidung und verantwortlichem Dienst, ohne die es keine echte Reife geben kann. Nein, was die Menschen der Jugendbewegung miteinander verbindet und woran sie einander erkennen, ist eine bestimmte Art des Seins, eine innere Form, die sie auch als längst gereifte Männer und Frauen weder abstreifen können noch abstreifen wollen. Das menschliche Sein selbst bewährt seine verbindliche und verbindende Macht gegen alle lautstarken Ideologien, auch und gerade wenn diese von ehemaligen Jugendführern vorgetragen werden. An dieser inneren Form erkennen einander Menschen, die in sehr verschiedenen Bereichen verantwortlicher Stellung, als Gelehrte, als Beamte, als Wirtschaftsführer, als Erzieher, als Politiker einander begegnen. Diese menschliche Grundhaltung versuche ich unter drei Gesichtspunkten zu beschreiben oder wenigstens soweit anzudeuten, daß vor Ihnen ein Bild dieses inneren Seins erstet, und wenn diese meine andeutenden Versuche bei einer Anzahl von Ihnen ein lebendiges Echo zu wecken vermögen, so schiene mir das dem Sinn dieser Stunde am besten Genüge zu tun.

I

Ich nenne an erster Stelle ein elementares Gefühl für die *Einheit und Ganzheit des lebendigen Menschen*.

Einer der Ausgangspunkte der Jugendbewegung war der jugendliche Protest gegen die Alleinherrschaft und Alleinwertung des Intellekts in der Schule, gegen die Intellektualisierung der ganzen Bildung und gegen pathetisch vorgetragene Ideale ohne Deckung in der menschlichen Wirklichkeit. Die entschiedene Überzeugung, daß das Gedächtnis der Befreiungskriege nicht in solchem politischen Pathos begangen werden durfte, war der unmittelbare Anlaß der Meißner-Fahrt im Oktober 1913.

Niemand konnte in einer Wandervogelgruppe dadurch imponieren, daß er gescheit war, viel wußte oder besondere berufliche Leistungen aufzuweisen hatte. Beredsamkeit und musische Begabung konnten wohl zunächst faszinieren, aber bald wurde ein jeder, ohne Rücksicht auf Alter,

Stand und Rang gewogen in seinem menschlichen Sein. Was für ein „Kerl“ in ihm steckte, war schlechthin wichtiger als alles andere.

Daß in der damaligen Schule der Körper sozusagen nur als das notwendige Beförderungsmittel gewertet war, durch das Verstand und Gedächtnis in die Schule transportiert wurden, widersprach dem neu erwachten Körpergefühl der jungen Generation. Der Leib des Menschen in seiner wesenhaften Bedeutung für den ganzen Menschen wurde sozusagen neu entdeckt. Die Leibhaftigkeit der menschlichen Existenz wurde neu gewertet gegenüber einer pseudo-christlichen Entwertung alles leiblichen Lebens. „Vom Sinn des Leibes“ und „Von der Vernunft des Leibes“ waren bezeichnende Buchtitel jener Jahre, und wir waren bei manchen Menschen versucht zu sagen, daß ihr Leib das Vernünftigste an ihnen sei.

Man darf aber nicht verkennen, daß die Einheit und Ganzheit des Menschen heute eher von einer anderen, ja gerade entgegengesetzten Seite her bedroht ist, und daß darum Menschen, die auf jene Einheit des leib-seelischen Wesens entscheidenden Wert legen, heute in einer ganz anderen Front stehen als die Menschen des damaligen Aufbruchs. Heute ist eher eine Entwertung und Mißachtung des Geistes zu Gunsten der allein gewerteten körperlichen Gestalt oder Leistung zu fürchten. Die Frage, „Wie siehst du aus?“, scheint wichtiger zu sein als die Frage „Wer bist du?“. Ein attraktives Filmgesicht oder ein Sportheld, der irgendeinen Rekord gewonnen hatte, kann für viele Tausende zum Idol werden, ohne daß sie überhaupt fragen, von welchen Kräften dieser Mensch innerlich bewegt und geformt ist und was er also in der unzerspaltenen Einheit seines leib-seelischen Wesens wert ist. – Die gleiche Sorge kann sich an einer bestimmten Art von Musik entzünden. Nicht alle Leute freilich halten das für wirkliche Musik – eine Musik, bei der der Rhythmus jede Melodie verschlungen hat. Solche a-melodischen Rhythmen sind der Ausdruck einer bloßen Vitalität ohne seelische Tiefe, jedenfalls ohne das Bedürfnis und die Fähigkeit, tiefere Gemütswerte (falls sie etwa doch vorhanden sein sollten) zu äußern. Wenn heute viele – aber keineswegs alle – jungen Leute von einer solchen optischen Fassade oder einer solchen akustischen Kulisse fasziniert werden, so kommt darin die tiefe Verschiedenheit der Generationen von damals und von heute zur Geltung. Und wer heute auf jene schöne Einheit und Ganzheit des Menschen bedacht ist, muß in einer anderen Richtung gegen die uns immer bedrohende Zerspaltung des Menschen ankämpfen.

Zur Einheit und Ganzheit des Menschen gehört aber auch die Einbeziehung der unterbewußten Seelentiefen. Wenn nur das gelten soll, was im Bewußtsein lebendig ist, so wird der Mensch von seinen eigenen Unter-

gründen abgeschnürt, die doch ständig in ihm wirksam sind, und es erhebt sich die große Gefahr, daß auch jene verborgenen Tiefen in das Rampenlicht des Bewußtseins gezerzt und zerredet werden, die mit ihrer Bedeutung für das heile Menschenwesen in der Verborgenheit bleiben sollen. Auch die endlosen Diskussionen über das Wesen des Menschen und die Geheimnisse, aus denen sich unsere Existenz nährt, sind eine Form jener Zerspalttheit, von der die heile Ganzheit des Menschen bedroht ist.

Zu dieser menschlichen Ganzheit gehört aber ebenso notwendig auch dieses, daß der Mensch nicht für sich allein lebt, sondern in einer Vielfalt konkreter Beziehungen, daß er also in diesem wörtlichen Sinn relativ, das heißt auf Relationen angewiesen ist. Die Freiheit zu eigenständiger Ganzheit bedarf des Korrelats in der Bindung an andere Menschen und der Bindung an konkrete Gemeinschaften, und sie bedarf einer Instanz, die mit dem eigenen Ich nicht identisch ist. „Eigene Verantwortung“ ist ja nicht nur Verantwortung vor dem eigenen Ich. Dieses würde nur allzu leicht zu einer nichtssagenden Phrase entarten, weil es zum Begriff der Verantwortung gehört, daß wir eine Antwort schuldig sind auf einen fordernden Anruf, der von außen – oder besser von oben her – an uns ergeht. Wahrhaftigkeit als Treue gegen das Gesetz des eigenen Seins – im Gegensatz zu jeder Überfremdung durch Autoritäten oder Mächte, denen wir hörig werden – hat als Zwillingschwester die Verantwortung in einer Bindung, die jede individuelle Freiheit begrenzt. „Ohne diese Verantwortung ist der Anspruch auf Freiheit eine Vermessenheit“ (Paul Natorp).

In jenem ersten großen Bildungsroman unseres Volkes, der Parsifal-Dichtung des Wolfram von Eschenbach, muß der Held, nachdem er am Hof des Königs Artus sich in der ritterlichen Tugend der Kühnheit geübt und im Abenteuer bewährt hat, im Schloß des Ritters Gurnemanz die schönere und schwerere Tugend der Maße gewinnen, die seinem Abenteuerdrang und seinem eigenen Willen eine Grenze setzt. Er muß lernen, daß er nicht nur vor sich selbst und seinen ritterlichen Idealen, sondern vor einer anderen, ihm zunächst noch unbekanntem Instanz Verantwortung trägt.

Aber jene Einheit und Ganzheit des Menschen ist heute noch von einer ganz anderen Seite her bedroht und gefährdet. Es ist nicht das gleiche, wenn man das Wort Ganzheit durch das Fremdwort Totalität ersetzt. Die „Totalität“ ist die Karikatur der Ganzheit. Jedes totalitäre Denken hindert gerade die Ganzheit des Menschen, indem sie ihn nach einem bestimmten ideologischen Schema modeln will und dadurch bestimmte Seiten seines Menschseins vergewaltigt und unterdrückt. Ein schizophreses

Nebeneinander und Wiedereinander bestimmter Verhaltensweisen ist zwar wohl nicht der Zweck, aber die unausbleibliche Wirkung jedes Totalitarismus, er sei politischer oder religiöser Art. Hinter der Fassade ideologischer Einheit kann die wirkliche Einheit und Ganzheit des Menschentums nicht bestehen und gedeihen.

Es muß aber noch ein Letztes zu diesem auf Ganzheit und Einheit ausgerichteten Menschenbild gesagt werden. Diese innere Einheit ist nicht eine freundliche Gabe der Natur, aber auch nicht die Frucht idealistischen Strebens nach Harmonie. Sie ist immer bedroht von den Gegensätzen und Widersprüchen, die in unserem eigenen Sein wurzeln, und der Riß der Spaltung geht – auch unabhängig von äußerer Bedrohung – durch uns selber hindurch. Das zu leugnen oder zu übersehen, wäre eine Schwärmerei, die der gefährdeten Wirklichkeit unseres Menschseins nicht gerecht werden kann. Auch im Hinblick auf die Einheit und Ganzheit des Menschen gilt das harte Wort von Leopold Ziegler, daß, wer seine Unschuld beteuert, damit seine Verlogenheit beweist. Das „Heil“ – wenn wir dieses so schrecklich entleerte und mißbrauchte Wort in seinem tiefen Sinn als die unzerspaltene Ganzheit verstehen dürfen – ist weder Naturgabe noch sittliches Ideal, sondern es ist eine Gabe, die wir nur empfangen können. Sie als eine Erfüllung des Humanum anzusehen und zu ersehnen, bleibt nicht minder eine tiefe Notwendigkeit für alle Menschen, die einmal von diesem Verlangen ergriffen sind, und eben dieses gilt von allen, die durch die Jugendbewegung geprägt sind.

II

Das zweite unter den Kennzeichen, die ich beschreiben oder andeuten möchte, ist ein intensives und persönlich verbindliches *Verhältnis zur Natur*. Romano Guardini hat in seiner Schrift über das Ende der Neuzeit den „nachneuzeitlichen Menschen“ unter anderem beschrieben als einen solchen, der kein persönliches Verhältnis zur Natur habe. Wenn Guardini darin recht hat, so stehen die Menschen der Jugendbewegung, und zwar unabhängig von ihrem Alter, in einem deutlichen und bewußten Gegensatz zu diesem Typus des nachneuzeitlichen Menschen.

Der Wandervogel war eine Flucht aus der Stadt in die Natur. Damit ist gewiß nicht sein ganzes Wesen beschrieben, aber doch ein wesentlicher Zug hervorgehoben. Und zwar suchte jene Jugend keineswegs eine mit besonderen Reizen ausgestattete „romantische“ Landschaft, sondern eher eine „Urlandschaft“, die am wenigsten durch Zivilisationsschäden denaturiert war. Es war, wie es jemand ausgedrückt hat, ein Hinhorchen

auf die „Waldkraft“, oder um mit Hugo Kükelhaus zu sprechen, ein Lauschen auf jene stillsten und feinsten Kräfte, die den Haushalt der Natur im Gange halten. Man muß diese Rückwendung zur Natur auf dem weitesten Hintergrund verstehen. Ich denke etwa an die Art, wie Gerhard Nebel in seinen Büchern das Geheimnis der Landschaft – und zwar gerade nicht der sehenswerten Landschaft – erschließt, oder wie Laurens van der Post die innige Verbundenheit afrikanischer Menschen mit den verschwiegensten Kräften der Natur bis hin zu den Sternen beschreibt und das zugleich als einen „Vorstoß ins Innere“ verstehen lehrt. Diese Naturverbundenheit wurde von den Menschen der Jugendbewegung zugleich als eine Verpflichtung zur einfachen und naturgemäßen Lebensweise empfunden und geübt. Gegen die Abhängigkeit von übersteigerten Lebensgewohnheiten und Lebensbedürfnissen wurde eine natürliche Zivilisationsaskese geübt – aus der ahnenden Erkenntnis, welche Gefahr die Ansprüche eines bestimmten Lebensstandards für das echte und unverdorben Menschsein bedeuten.

Das Verlangen nach ungeschminkter Echtheit bestimmte auch die Formen des menschlichen Umgangs, nicht selten auch auf Kosten guter Konventionen, zu denen man kein rechtes Verhältnis mehr finden konnte. Man wollte lieber formlos und selbst etwas brutal erscheinen, als sich dem Zwang gesellschaftlicher Konventionen beugen, die mit der eigenen Wahrhaftigkeit nicht vereinbar erschienen.

Wie sehr die Jugendbewegung mit diesem Verlangen nach echten naturgemäßen Formen in Zusammenhang stand mit allgemeinen Kulturbestrebungen jener Jahre, wie sie etwa von Ferdinand Avenarius vertreten waren, ist so bekannt, daß ich darüber nicht viel zu sagen brauche.

Freilich ist ebensooft die Naturnähe der Jugendbewegung und verwandter Kreise als eine gefährliche Romantik am Rande der wirklichen Welt getadelt worden. Damit ist nicht in erster Linie der Fanatismus gemeint, mit dem lebensreformerische Prinzipien in Ernährung, Kleidung und Umgangsformen verfochten worden sind – wer wollte leugnen, daß es solchen Fanatismus gegeben hat, aber nicht nur im Kreise der Jugendbewegung! –, sondern ein Mangel an verständiger Nüchternheit, an elementarem Gefühl für die wirkliche Struktur der Welt. Aber vielleicht ist eine solche Romantik einer bestimmten Altersstufe angemessen und als Durchgangsstadium in der Entwicklung zur Reife kaum zu entbehren. Man sollte solche romantischen Neigungen nicht hämisch kritisieren, sondern lieber doch anerkennen, daß sie ein heilsames Gegengewicht darstellen gegen jede rationale Verzwecklichung des Lebens, gegen eine

Gefühlsarmut, die sich selbst von den tieferen Quellen der Lebendigkeit abschnürt, ja, man möchte wohl wünschen, daß sich bei jüngeren und älteren Menschen etwas mehr Romantik statt bloßen Erwerbstrebens und statt der hemmungslosen Begeisterung für technischen Fortschritt finden möchte.

Wenn in dem engen Kontakt mit der Natur und in dem Streben nach „Natürlichkeit“ aller Lebensformen die Gefahr einer Romantik gesehen wird, so hat diese Warnung einen tieferen Grund. Jeder Versuch nämlich, aus der Verbindung mit der Natur einen Maßstab für menschliches Verhalten und Kräfte eigener Erneuerung zu gewinnen, ist insofern tragisch, als der Mensch eben auf keine Weise ein Stück Natur sein oder werden kann. Alle Sehnsucht, sich mit der Natur als einer Quelle der Gesundheit oder der Genesung zu vereinigen, muß in einem schmerzhaften Zwiespalt enden. Die Natur bleibt uns im letzten Grunde fremd, wie ein Stück verlorener Heimat, aus der wir verbannt sind, und es gibt keinen Schleichpfad, der uns an dem Cherub mit dem flammenden Schwert vorbei in das verlorene Paradies naturhafter Unschuld zurückführen könnte. Diese Erkenntnis ist für jeden, der sich ihr öffnet, mit der bitteren Erfahrung eigener Schuldverstrickung verknüpft, und dieser Zusammenhang, der nicht übersehen werden darf, rückt die oft sehnsuchtsvolle Liebe zur Natur in die Nähe einer gefährlichen Illusion.

Aber mit dieser nüchternen Einsicht und Selbstbescheidung ist das andere keineswegs entwertet oder verleugnet, daß in jener Liebe zur Natur zugleich die Unterscheidung des Gewachsenen und Gewordenen von allem Gemachten wurzelt. Die Fähigkeit, ja selbst die Bereitschaft zu dieser Unterscheidung des Schöpfungsmäßigen von aller technischen Leistung ist unter uns weitgehend abhanden gekommen, und dieser Verlust bedeutet eine wahrhaft tödliche Bedrohung des Humanum. Es ist kein Zufall, daß Romano Guardini in der genannten Schrift den nachneuzeitlichen Menschen, der kein Verhältnis zur Natur hat, zugleich als einen solchen beschreibt, der keinen Wert mehr darauf legt, ein wirklicher Mensch zu sein. In der Tat: wer in dem Rausch technischer Möglichkeiten die Ehrfurcht vor dem Geschaffenen und Gewachsenen als solchem verloren hat, ist in der äußersten Gefahr, der Unmenschlichkeit zu verfallen. Es ist darum eben nicht nur eine illusionäre Romantik gewesen, wenn wir in den Jahren der Jugendbewegung das Eintauchen in die Wurzelkräfte der Landschaft für schlechterdings wichtiger und wertvoller gehalten haben, als alle intellektuellen Ideen. Wenn die Jugend um das Sonnwendfeuer lagerte oder tanzte, so empfand sie unmittelbar die Faszination des elementaren, und wenn dabei vielleicht etwas pathetisch Stefan Georges Feuerlied deklamiert wurde:

Wer je die Flamme umschritt,
bleibe der Flamme Trabant.
Wie er auch wandert und kreist:
wo noch ihr Schein ihn erreicht,
irrt er zu weit nie vom Ziel –,

so war damit ja nicht nur vom Sonnwendfeuer geredet, sondern an dem unheimlichen Element des Feuers war jener Jugend die Fragwürdigkeit der ganzen Zivilisationswelt und einer vom Menschen domestizierten und mißbrauchten Natur aufgegangen. Eben dieses spürt man einem Menschen an, ob er noch Tuchfühlung hat mit diesen elementaren Kräften, oder ob er in einem technischen Rausch von ihnen abgeschnürt ist und weder ihre Heilkraft noch ihre dämonische Zwiespältigkeit kennt.

Die Art, wie jemand spricht, ist ein fast untrügliches Kennzeichen dafür, ob er der Natur verbunden oder von ihr gänzlich losgelöst ist. Die Sprache ist ja, nach einem tiefen Wort von Max Picard, ein Vorgegebenes, das der Mensch wohl in persönlicher Weise gebrauchen soll, aber nicht in tyrannischer Willkür mißbrauchen und zerstören darf. Vielleicht ist eine neue musikalische Kultur eine der sichtbarsten und dauerndsten Früchte der Jugendbewegung. Aus der Naturverbundenheit erwuchs in jener Zeit fast verlorengegangener Geschmack am gewachsenen Volkslied und einer echten, ungekünstelten und hingebenden Form des Singens. Es ist nicht meines Amtes, dem vorzugreifen, was die Musiker in diesen Tagen über diesen neuen Stil musikalischer Kultur und ihre Verwurzelung in der Jugendbewegung sagen werden. Aber ich habe oft bedauert, daß nicht im gleichen Maß von der Bedeutung dieser an der Natur gewonnenen und geübten Echtheit für die Kunst des Sprechens und Redens Zeugnis abgelegt worden ist. Und doch ist die Sprache, genauer gesagt das Sprechen, eine unbestechliche Probe darauf, wie weit der einzelne dem Schöpfungsmäßigen und Natürlichen verpflichtet ist, oder wie weit er sich an dem allgemeinen Niedergang der Sprache und ihrer Entleerung und Verfälschung zu einem bloß technischen Mittel der Kommunikation mitschuldig macht.

Sprechen und Singen sind zwei wesentliche Lebensgebiete, in denen sich die uns anvertraute Verantwortung für die Pflege des Schöpfungsmäßigen ausdrücken und darstellen will. Denn in der Verantwortung für die geschaffene Welt vollendet sich die Liebe zur Natur, und diese Verantwortung ist zugleich der beste Schutz gegen jede romantische Illusion über das, was die Schöpfung für den Menschen und der Mensch für die Schöpfung bedeutet.

III

Als drittes Merkmal, an dem die Menschen, die durch die Jugendbewegung hindurchgegangen und an ihr geprägt sind, sich gegenseitig erkennen, nenne ich *die unbefangene Offenheit für den anderen in dem Verhältnis von Mensch zu Mensch.*

Gewiß ist auch in den Reihen der Jugendbewegten diese schöne Menschlichkeit bisweilen von Ideologien überwuchert worden. Wenn man das Erbe der Jugendbewegung hier und heute auf irgendwelche Programme oder Formen festlegen wollte, dann könnte das wirklich ein Gespensterzug werden, wie besorgte Freunde schon im voraus geunkt haben. – Aber nein, bei aller Verschiedenheit der Bünde und ihrer Programme und Zielsetzungen war da und ist bis heute eine in der Tiefe begründete Verwandtschaft im gemeinsamen Gegensatz gegen alle Scheuklappenmenschen, die in politischen oder religiösen Dogmen so gefangen sind, daß sie keinem Andersdenkenden oder Andersredenden mehr in menschlicher Unbefangenheit begegnen können. Hier wurzelt auch die Absage an jede Art von Autorität, die den Menschen nicht zur Freiheit entbinden, sondern ihn festlegen und anbinden will. Auf den Götzenaltären der für unfehlbar gehaltenen Ideen sind mehr Menschenopfer gebracht worden als jemals in blutigen Kulturen der Vorzeit.

Nur scheinbar steht die zuchtvolle Einordnung in einen engen und tragenden Kreis im Gegensatz zu jener unbefangenen Offenheit. Die Lebensform des Bundes gehört mit innerer Folgerichtigkeit zu jenem Eigenleben der Jugend. Aber so sehr die Beheimatung in einem Jugendbund auf einer gewissen Lebensstufe neben der Bindung in der Familie und vielfach an ihrer Stelle ihr Recht hat, so wenig ist doch die tragende Kraft der Familie für den Bund einfach aufgehoben. Ja, ich glaube, daß eine gewisse Abkehr von der Familie sehr oft in ihrer Bedeutung für das Gemeinschaftsleben der Jugend verhängnisvoll überschätzt worden ist. Immer bewährt sich die Offenheit für den anderen zunächst in dem überschaubaren Lebenskreis als der einzigen Stätte wirklicher Verantwortung; denn hier begegnen sich die Menschen verschiedenen Geschlechts, verschiedenen Alters, zum Teil auch verschiedener innerer Haltung. Und wer hier, als Glied seiner Familie, als Kamerad im Raum des Bundes, sich nicht bewährt, wird sich auch für die verantwortungsvollen Aufgaben in weiteren Kreisen als untüchtig erweisen. Nie werde ich vergessen, wie auf einem jener Jugendtage in Hofgeismar die Hamburger Lehrerin Alma de l'Aigle mir zuflüsterte: „Kannst du dir einen dieser jungen Männer als Vater vorstellen?“ Das war freilich, vielleicht kaum beabsichtigt, eine vernichtende Kritik an der echten Gemeinschaftsfähig-

keit dieser Leute. Denn Offenheit und Verantwortung ist keineswegs ein Gegensatz, sondern nur in der dienstwilligen Verantwortung kann die Offenheit davor bewahrt werden, ins Maßlose und Grenzenlose zu zerfließen. Es ist wahrhaftig leichter, die Millionen zu umschlingen, als für einen konkreten Menschen, der uns begegnet, wirklich offen und für ihn da zu sein!

Echte und fruchtbare Offenheit gibt es nur von einem festen Standort aus. Man muß wissen, wohin man gehört, um dann unbefangen genug dem anderen begegnen zu können, sonst verschwimmt alles in der charakterlosen Allgemeinheit eines leeren und unbegrenzten Raumes.

Nur wer dieses beides lebendig miteinander zu verbinden weiß: eigene Festigkeit (ohne spröde Härte) und Offenheit für den anderen, auch und gerade, wo er anders ist, ist dann fähig für fruchtbare Gespräche zwischen den Generationen, zwischen den Parteien, zwischen Konfessionen und Religionen, zwischen Völkern und Rassen.

In dem schönen Aufsatz, den Professor Theodor Wilhelm als Einführung in den Band der Dokumentation der Jugendbewegung geschrieben hat, wird mit Recht davon gesprochen, daß vielleicht die schwerste unter allen Aufgaben solcher Offenheit die Offenheit für die Vergangenheit ist. In der heutigen Philosophie besteht die Neigung, die Lebendigkeit des Menschen nur in seiner Offenheit für die noch unbekannte Zukunft zu sehen. Es scheint mir aber ebenso wichtig, daß wir offen sind und offen bleiben für das Erbe, das aus persönlicher oder gemeinschaftlicher Vergangenheit auf uns zukommt. Dazu gehört viel Erkenntnis, auch Demut gegenüber allen geschichtslosen Utopien, und vor allem die Bereitschaft, auch die Schuld der Vergangenheit anzunehmen, statt sie abzuschütteln, als ginge sie uns nichts an. Wer die Vergangenheit verleugnet, ist geschichtsunkräftig!

Freilich, auch diese schöne Offenheit für den anderen hat ihre feste und unüberschreitbare Grenze. Sie muß notwendigerweise versagen, wo sie einem grundsätzlichen Mangel an solcher Offenheit begegnet. Ist es überhaupt möglich, einem unbelehrbaren Scheuklappenmenschen, der nichts Eigenes denken und sagen kann, sondern nur der Funktionär festgefahrener Ideologien ist, mit Offenheit zu begegnen? Die grundsätzliche Intoleranz – gleichviel welcher Art – hat das Recht verwirkt, selbst toleriert zu werden. Es bedarf wohl eines großen Maßes an Liebeskraft, um jene zähen Krusten aufzuweichen und den ideologischen Panzer, mit dem sich jemand gegen die Zumutung eigenen Denkens und erst recht gegen die Zumutung lebendiger Begegnung abschirmt, zu durchstoßen. Wir haben wohl in der Zeit der Jugendbewegung dieses so sehr mißverständene und mißbrauchte Wort Liebe nicht oft im Munde geführt, jedenfalls nicht für

diese Art von Offenheit. Man muß wohl durch viele schmerzliche Erfahrungen hindurchgegangen sein, um das zu erkennen, daß wir einander nichts so sehr schuldig sind, als diese Kraft der Liebe, und daß wir in einem sehr tiefen Sinn aneinander schuldig werden, wenn wir statt dessen in unserem menschlichen Miteinander den Surrogaten und Karikaturen der Liebe Raum geben, die unter uns so sehr im Schwange sind.

Hat das alles, was ich hier zu sagen versucht habe, etwas zu tun mit den konkreten Formen der Verantwortung, unter denen wir heute stehen?

In der unübersehbaren Literatur über die Jugendbewegung spielen die politischen Ideen und Ansätze eine erhebliche Rolle, freilich auch die Klage über die politische Unfruchtbarkeit dieser Ideen. Es ist sehr billig, das ganze Vokabular von „Ritter und Reich“, von „Volk und Mannschaft“ als verstiegene Romantik abzutun. Aber ich glaube, daß in jenen manchmal etwas präntiös vorgetragenen Ideen das Gefühl für eine gesamt menschliche Verpflichtung, die Ahnung von einer übergeordneten Gemeinschaft des Verschiedenen am Werk war. Die Tatsache, daß all diese Begriffe vom Dritten Reich verbogen, verfälscht und mißbraucht worden sind, sollte uns am wenigsten abhalten, dem tieferen Sinn jener politischen Leitbilder nachzuspüren. Freilich ist nicht allein die Tyrannei nach 1933 dafür verantwortlich zu machen, wenn von der Jugendbewegung keine sichtbaren Wirkungen im Bereich des Politischen ausgegangen sind. Es mangelte zu sehr an denkerischer Bewältigung der Wirklichkeit, und es ist wohl tief in dem Wesen der Jugendbewegung begründet, daß sie gleich den Freiheitskämpfern vor 150 Jahren zu jenen Aufbrüchen der deutschen Geschichte zu zählen ist, denen die Auswirkungen in einer bleibenden Gestalt versagt blieb.

Aber es wäre wohl überhaupt falsch, von einem politischen Programm der Jugendbewegung zu reden. Woran liegt es, daß trotzdem Menschen aus den verschiedensten Kreisen und Gruppen einander als zutiefst verwandt erkennen, wenn sie aneinander dieses Humanum der Jugendbewegung verspüren? Erlauben Sie mir einen Vergleich: Ich glaube nicht, daß man von einer christlichen Politik sprechen darf, um so mehr freilich davon, welche konkrete Verantwortung Christen im öffentlichen Leben haben. Genau entsprechend scheint es mir auch hinsichtlich der Jugendbewegung zu liegen: es gibt keine Politik der Jugendbewegung, wohl aber wird sich das Erbe der Jugendbewegung immer wieder an einer bestimmten Art des politischen Denkens und Handelns erweisen. Die unentbehrliche säkulare Sachlichkeit kann sich verbinden mit jener bestimmten Art des Menschseins und wird erst in dieser Verbindung – sie ist selten genug! – wirklich fruchtbar.

Niemand kann sich verbergen, daß wir in unserer politischen Situation unter einem tiefen und weitverbreiteten Unbehagen leiden. Dieses Unbehagen richtet sich weniger gegen falsche Gesetze, als gegen ein menschliches Versagen. Wo sind die Menschen, die im Getriebe technischer und bürokratischer Apparate sich ein lebendiges Verhältnis zur gewachsenen Natur und ein tiefes Verlangen nach menschlicher Ganzheit, Einheit und Echtheit bewahrt haben? Wo sind die Menschen, die einander nicht mit pflichtmäßigem Mißtrauen, sondern in menschlicher Offenheit begegnen, und auch in dem anders Denkenden und anders Redenden den lebendigen Menschen suchen? Wo sind die Menschen, in deren Denken, Handeln und Sein der Mensch als solcher, das Menschliche im Menschen, den ihm gebührenden Wert und Rang behält? Hier, wenn irgendwo, scheint mir das Bleibende der Jugendbewegung zu liegen, oder nicht eigentlich der Jugendbewegung, sondern ihrer Sehnsucht nach echtem Menschentum. Der Meißner-Tag, der noch einmal das Gedächtnis der Jugendbewegung unter uns beschwört, kann uns nicht darüber hinwegtäuschen, wie sehr jeder einzelne Mensch und wie sehr die Menschheit als Ganzes heute in der Tiefe bedroht und gefährdet ist. Gefährdet nicht so sehr durch drohende äußere Katastrophen, sondern vielmehr durch eine Zersetzung und Selbstzerstörung des Humanum. Und wenn wir hier alle den bedenklichsten Infektionen ausgesetzt sind, von denen wir in irgendeinem Maß schon angesteckt sind, so kann Heilung und Heil der gefährdeten Menschheit gewiß nicht durch noch so ehrwürdige Programme und Formeln kommen. Der Schaden kann, wie immer und überall, nur durch ansteckende Gesundheit geheilt werden.

MICHAELSBRUDERSCHAFT RÜCKSCHAU UND RECHENSCHAFT* (1961)

Das Datum unserer Stiftung unmittelbar nach dem „Tag St. Michaels und aller Engel“ war nicht zufällig, und so war auch umgekehrt unser Name nicht nur durch das Datum unserer Stiftung bestimmt. Vielmehr waren wir von Anfang an erfüllt von der Ahnung (es war mehr eine Ahnung als eine klare Erkenntnis) von dem dämonischen Charakter der Not um uns und in uns selbst und von dem Bewußtsein, daß die wahren Entscheidungen der Kirche in dem geistlichen Kampf ihrer Glieder fallen. – Ein kleiner Kreis, Ludwig Heitmann, Karl Bernhard Ritter, Wilhelm Thomas und ich, hatte den Auftrag empfangen, an Stelle eines von Thomas vorgelegten Entwurfs eine „Urkunde“ für unsere Bruderschaft zu verfassen. In einer unvergeßlichen Nachtarbeit wurde das Werk beendet, und als wir am anderen Morgen das Ergebnis dieser unserer Arbeit den Brüdern vorlegten, fanden sie keinen Anlaß, etwas Wesentliches zu bessern. Eine „Urkunde“ soll ja Kunde geben von der Grundlage einer Geschichte; darum war es von Anfang an fraglich und ist bis heute fraglich, ob dieser Charakter einer Urkunde nicht jede nachträgliche Änderung verbietet.

Weil wir die Diskussion unseres Versuches in der theologischen und kirchlichen Öffentlichkeit scheuten, vollzog sich alles zunächst in großer Heimlichkeit. Selbst unseren eigenen Frauen gegenüber blieb zunächst der „Berneuchener Arbeitsring“ der Tarn-Name für unsere Bruderschaft. Uns selbst, die wir jene Tage erlebt und mitgestaltet haben, gelingt es kaum mehr, uns ganz zu vergegenwärtigen, von welchem Hochgefühl eines nicht nur für uns selbst entscheidenden Ereignisses wir erfüllt waren, und welche großen Hoffnungen für unsere Kirche sich für uns mit der Stiftung unserer Bruderschaft verbanden.

1. Die innere Ordnung der Bruderschaft

Es entspricht diesem Ansatz unserer Bruderschaft, wenn wir in selbstkritischer Rückschau zunächst von der inneren Ordnung der Bruderschaft sprechen und erst hernach von ihren nach außen gerichteten Aufgaben. Damit ist keine Rangordnung aufgerichtet. Wir sind uns durchaus dessen bewußt, daß die innere Ordnung der Bruderschaft von ihren Aufgaben her bestimmt ist, daß andererseits freilich alles Wirken nach außen an der Gesundheit und Festigkeit unserer inneren Ordnung hängt.

* Rede beim Michaelsfest in Marburg 1961 (gekürzt).

Bruderschaft

Wir wollten das Wort Bruderschaft ganz ernst nehmen und zwar in dem doppelten Sinn, daß einerseits die Kirche selbst Bruderschaft ist als Gemeinschaft geistlicher Zeugung, und daß es andererseits innerhalb der Kirche, in einem gewissen Spannungsverhältnis zu ihr, „Bruderschaften“ geben kann, geben soll, deren Glieder in einer besonderen Weise miteinander verbunden und zu einer festen Ordnung gehalten, geschult und zu gemeinsamen Diensten bereit sind. Wir hatten oft Anlaß, uns gegen ein Mißverständnis, um nicht zu sagen einen Mißbrauch des Wortes Bruderschaft zu wehren. Es gab eine Zeit, wo wir es für nötig hielten daran zu erinnern, daß der Besitz und Gebrauch eines Vervielfältigungsapparates noch nicht das Recht für den Namen Bruderschaft gibt, und wir wehren uns dagegen, daß politische Kampftruppen, die ihre Meinung der ganzen Kirche aufzwingen wollen, als *die* kirchlichen Bruderschaften das Wort führen.

In steigendem Maße ist es uns deutlich geworden, daß es keine Bruderschaft geben kann ohne geistliche Väter. „Solche geistliche Vaterschaft kann nur darin bestehen, daß einer stellvertretend für die anderen gegen die Macht der Finsternis steht“. Darin hat das Schlagwort „Hierarchie“ sein relatives Recht. Dieses Schlagwort deutet die kreuzförmige Ordnung im Raum des Heiligen an, die sich immer in einer Überordnung und einer Nebenordnung zugleich verwirklichen muß.

Nur auf Grund dieser Polarität gibt es echte tragende und bergende Gemeinschaft. Wir haben es erfahren, wie auch ganz Außenstehende, ohne das mindeste von unserer Bruderschaft zu wissen, die tragende und bergende Kraft einer Gemeinschaft spürten an der Art, wie wir einander und wie wir ihnen begegneten. Aber wir können dabei die kritische Frage nicht unterdrücken, wie weit wir selbst dieser Forderung gerecht geworden sind, wie weit wir die Gesinnung der Achtung und Liebe, die wir einander gelobt haben, in Gehorsam, Hingabe und Hilfsbereitschaft bewährt haben. An schmerzlichen Enttäuschungen hat es uns nicht gefehlt.

Die Ämter

Für das innere Gefüge und die Ordnung der Bruderschaft sind die Ämter entscheidend wichtig, die es in unserer Bruderschaft gab und gibt.

Nach der Urkunde lag die Leitung der Bruderschaft bei einem „Rat“ aus fünf Mitgliedern, der aus seiner Mitte den Leiter bestellte. Doch hat sich sehr bald die Stellung des Leiters, oder, wie wir später sagten, des „Älte-

sten“ besonders herausgehoben, und wir haben, wie wir es manchmal ausgesprochen haben, in unserem begrenzten Kreis die innerlich notwendige Entwicklung zu einem monarchischen Episkopat stellvertretend wiederholt. Die immer wieder – bis in die letzten Jahre hinein – auftauchenden Vorschläge, diese ganz persönliche Leitung durch den Ältesten im Sinn einer Ausgliederung dieses Amtes auf ein Gremium zu verteilen, sind im Grunde immer als das beurteilt und abgelehnt worden, was sie waren und sind, als ein Rückfall in eine dem Wesen einer geistlichen Gemeinschaft widerstreitende demokratisch-presbyterale Verfassung. Die Schwierigkeiten, unter denen wir ja auch heute leiden, den Bruder zu finden, der äußerlich und innerlich in der Lage ist, dieses Amt der Leitung zu übernehmen, darf uns nicht dazu verführen, richtige Erkenntnisse zu verleugnen und nach gut protestantischer Gewohnheit aus Notlösungen neue Grundsätze abzuleiten.

In der Ordnung, die wir für die Einführung des Ältesten geschaffen haben, kommt deutlich zum Ausdruck, wie sehr wir dieses Amt als das Amt einer geistlichen Führung, als das Amt einer echten „episkopé“ aufgefaßt hatten, das seinem Wesen nach nur in persönlicher Verantwortung verwirklicht und nicht von einem, wenn auch noch so eng verbundenen, Gremium wahrgenommen werden kann. Es ist daraus aber zugleich deutlich, daß dieses Amt des Ältesten Anforderungen stellt, die mit einem vollen Amt in der Kirche auf die Dauer kaum vereinbar sind. Es soll nicht vergessen werden, daß bei dem Wechsel im Amt des Ältesten (1938, 1942, 1946 und nun wieder 1961) wenigstens in drei Fällen ernste gesundheitliche Störungen oder Gefährdungen durch die doppelte Belastung dem Ältesten die weitere Ausübung seines Amtes verboten haben. Die Frage, ob es möglich und wünschenswert sei, einen Bruder für die hauptamtliche Verwaltung dieses Amtes freizustellen, ist immer wieder, meines Wissens zum ersten Mal 1937 ernstlich erwogen worden. Aber es sind wohl nicht nur äußere, finanzielle Schwierigkeiten, die einer solchen Lösung im Wege standen.

Es entsprach diesem geistlichen Verständnis des Ältestenamtes, daß wir darauf bedacht waren, den Ältesten der Bruderschaft durch einen offiziellen Mann der Kirche in sein Amt einführen zu lassen. So wurde zuerst Bruder Ritter in Isenhagen (1935), dann Bruder Spieker in Hildesheim (1937) und darauf ich in Hannover (1942) durch Landesbischof und Abt Marahrens in dieses Amt eingeführt. Es war klar und wurde auch deutlich ausgesprochen, daß diese Amtseinführung keine kirchenrechtliche Bedeutung haben konnte. Dennoch war es uns wichtig, daß der Älteste sein episkopales Amt aus der Hand eines Mannes empfing, der zum min-

desten als Abt von Loccum sein Amt in ununterbrochener Amtsfolge bis in das frühe Mittelalter zurückverfolgen konnte.

Die später von unserem Bruder Dombois vertretene Erkenntnis, daß jedes Amt der Kirche von Anfang an nicht isoliert, sondern in konkreten Relationen bestanden hat, war nicht das Ergebnis rein historischer Forschung, sondern es entsprach unserem eigenen Lebensgesetz, wonach der Älteste immer an den Rat, und in späteren Jahren, als die Bruderschaft zahlenmäßig wuchs und sich das Schwergewicht ihres Lebens in die einzelnen Konvente verlagerte, in steigendem Maß an das Kapitel gewiesen war. Mit großem Dank haben wir immer wieder die, auch durch starke Gegensätze nie ernstlich bedrohte, starke brüderliche Gemeinschaft dieses engeren Kreises erfahren, und durch mehrere Jahre hatten wir in dem westfälischen Wasserschloß Oberbehme durch die Gastfreundschaft unserer Freunde von Laer für die Tagungen des Kapitels eine Herberge, wie wir sie uns schöner nicht hätten denken können.

Fast noch bedeutsamer als das Amt des Ältesten war und ist das von der Bruderschaft neu geschaffene Amt des „Helfers“, in dem jedem einzelnen Bruder die Bruderschaft konkret begegnet. Gedacht war dieses Amt von Anfang an als die entscheidende Konkretion der Bruderschaft, und zwar so, daß der Helfer keineswegs nur der „Anwalt“ des einzelnen Bruders gegenüber den anderen Brüdern, sondern mindestens im gleichen Maß der vollmächtige Vertreter der Bruderschaft, ihrer Ordnung und Autorität gegenüber dem einzelnen Bruder sein soll. „Es kann eine Zeit kommen“, so heißt es in der Anrede zum Michaelsfest 1944, „wo sich das bruderschaftliche Leben auf den engsten Raum des Helferverhältnisses verdichten muß; dann vollzieht ihr die Bruderschaft, indem ihr euer Helferamt verwirklicht und euch den Dienst gefallen laßt, den euer Helfer euch tun will.“

Von Anfang an sollte dieses Helferamt nicht auf die Träger des geistlichen Amtes beschränkt sein. Insbesondere hat es sich manchmal besonders bewährt, wenn ein Theologe einen Nicht-Theologen als seinen Helfer hatte, weil dann nicht die Gefahr besteht, daß die Seelsorge in eine theologische Diskussion abgleitet. Dagegen erwies sich der anfängliche Versuch eines gegenseitigen Helferverhältnisses als undurchführbar, und ebenso konnte das Helferverhältnis da nicht recht gedeihen, wo die Brüder von früher her in einer allzu nahen Vertraulichkeit miteinander verbunden waren. In beiden Fällen konnte und kann es schwerlich zu jenem Abstand und dem Verhältnis einer sachlichen Autorität kommen, ohne die es echte seelsorgerliche Hilfe nicht geben kann.

Die Gemeinschaft der Brüder

Bruderschaft bedarf der leibhaften Verwirklichung. Darum muß die Bruderschaft verkümmern, wenn die Brüder nicht den Willen und die Möglichkeit haben, in nicht allzu großen zeitlichen Abständen zusammenzukommen. Nur in den ersten 6 Jahren war es uns möglich, die Bruderschaft als ganze alljährlich zusammenzurufen, und jene Michaelsfeste der ersten Jahre (1931, 1932, 1933 in Marburg, 1934 in Ratzeburg, 1935 in Isenhagen, 1936 in Wittenberg) haben die Bruderschaft entscheidend geprägt. Seither kann sich die Bruderschaft als ganze nur in größeren zeitlichen Abständen versammeln, so wie heute hier in Marburg. Umso größere Bedeutung freilich haben die Michaelsfeste, zu denen sich die einzelnen Konvente einzeln oder in Gruppen versammeln. Die Treue, mit der in den Zwischenzeiten im Lauf des Jahres die Konvente sich leibhaft zusammenfinden, ist in den einzelnen Konventen sehr verschieden. In manchen Konventen verbieten schon die großen Entfernungen eine wirklich regelmäßige Begegnung der Brüder. Die Frage kann freilich nicht unterdrückt werden, ob denn diese Treffen immer so gehaltvoll sind, daß sie für die einzelnen Brüder eine wirkliche Anziehungskraft haben und daß der erhebliche Aufwand an Zeit, Kraft und Geld wirklich gerechtfertigt ist.

Der Stil der Bruderschaft

Vielleicht war es zunächst ein Erbe der Jugendbewegung, das aber sehr bald in dem Ernstnehmen der Mahnungen im Neuen Testament auch eine theologische Begründung fand, wenn wir von Anfang an unser Leben, sowohl in der Gemeinschaft wie im persönlichen Bereich, in einer bestimmten gesamt menschlichen Haltung, man muß schon sagen, in einem bestimmten Stil zu gestalten suchten. Ein solcher Stil ist schwer zu beschreiben. Wahrscheinlich sehen Außenstehende seine Merkmale deutlicher als wir selber – zumal ja ein Lebensstil nicht bewußt gemacht und gepflegt werden kann. Es wäre undankbar und ungerecht gegen uns selbst, wenn wir unterschätzen wollten, daß wir jedenfalls bei unseren Festen eine gute Form gefunden und gewahrt haben, die wir selbst als eine Wohltat empfinden gegenüber der Formlosigkeit des landläufigen Protestantismus. „Eine beglückende innere Sicherheit und Zucht des Stils“, das war der Eindruck schon von einem unserer frühen Michaelsfeste.

Aber es handelt sich ja weniger um das Bild, das wir selbst und unsere Gäste auf unseren großen Tagungen sehen, sondern, wie es in unserer

Regel heißt, um eine „Lebensführung, wie sie Kämpfenden ziemt“. Ohne „Askese“ kann es keine kämpfende Schar, keine festgefügte Gemeinschaft geben. Eine solche asketische Lebensführung zeigt sich weniger in der Beobachtung bestimmter einzelner Forderungen als in einer Gesamthaltung, in der sich Ordnung und Zucht in allen leiblichen Dingen, Zucht der Rede, Rücksicht und Hilfsbereitschaft bewähren. Zwar haben wir fast in jedem Jahr bestimmte Fastenanweisungen als Auslegung der Sätze empfangen, die in unserer Regel von der Selbstzucht der Brüder sprechen. Doch zeigt eine Durchsicht dieser Anweisungen, daß es dabei weniger um bestimmte Fastenordnungen als um allgemeine Anweisungen zu einer in diesen Wochen besonders ernstgenommenen Zucht in allen Dingen gegangen ist.

Meditation und Seelsorge

Leibliche Übung, Atmung, Ernährung, Zucht im Gebrauch von Genußmitteln, Beschäftigung mit der Natur, handwerkliche Tätigkeit, Begegnung mit der Geschichte, mit Dichtung und Kunst schien uns in unseren besten Zeiten wichtiger als alle Übungen im einzelnen. Wenn auch ein systematischer Aufbau solcher Übungen, wie ihn einzelne Brüder versucht haben, leicht zu willkürlichen Konstruktionen führt, so hätte doch gerade in diesen entscheidenden Dingen gewiß mehr geschehen können, statt alles dem Zufall und persönlichen Liebhabereien zu überlassen. – Dazu kommen jene täglichen Übungen im engeren Sinn, zu denen uns die Regel verpflichtet, zu denen wir in unserem Schrifttum so überreiche Hilfen haben: nicht „Bibelarbeit“, sondern Bibellese; Umgang mit dem Liedgut der Kirche; Auswendiglernen von Liedern, Psalmen und anderen Stücken der Heiligen Schrift; die wichtige Anregung, eine Sammlung von Väterlesungen anzulegen, als Analogie zu dem, was der römische Priester mit den Lesungen der Matutin empfängt, ist über den Plan bis heute nicht hinausgekommen.

Dazu fügt sich dann die Meditation im engeren Sinn (nicht in jenem mißbräuchlichen Gebrauch dieses Wortes, wie er in unserer homiletischen Literatur verbreitet ist). Ich bin nicht sicher, ob allen Brüdern noch bewußt und gegenwärtig ist, was wir eigentlich mit dieser meditativen Übung gemeint und was wir uns von ihr versprochen haben. Einige Brüder haben sich um diese grundsätzliche Frage besonders verdient gemacht (so u. a. A. D. Müller: Kampf gegen Verflachung und Intellektualismus: „die Gewinnung eines durch besondere Ruhe und Klarheit ausgezeichneten Seelenzustandes; dann auch Erlangung von Fähigkeiten und Kenntnissen, die auf anderem Weg nicht zu gewinnen sind.“) Also Ein-

tauchen in die so schrecklich verschüttete Schicht, in der wir kindlich und in Bildern denken, also nicht so sehr eine besondere Schulung in Meditation, sondern durch Meditation eine Wandlung unseres ganzen Denkens; Betreten eines Raumes, der dem Protestantismus infolge seiner einseitig intellektualistischen Theologie weithin unzugänglich geworden ist. Wir können nicht hoch genug rühmen, welche Bedeutungen dieses meditative Denken für ein vertieftes Verständnis der Heiligen Schrift, für den Vollzug der Liturgie, für den Umgang mit Zeichen und Bildern hat. Diese allgemeine meditative Schulung verband sich für uns mit der überraschenden Entdeckung, daß die abendländische Kirche in den sieben ordines der römischen Kirche nicht nur eine Hierarchie des ausgegliederten Amtes, sondern zugleich eine sehr sinnvolle Stufenordnung geistlicher Grundfunktionen und Verhaltensweisen besitzt, in denen sich das Priestertum aller Gläubigen verwirklicht. Seit uns Erwin Rousselle Weihnachten 1932 auf diesen Zusammenhang hingewiesen hatte, waren wir unter Ritters Führung eifrig bemüht, diesen „geistlichen Pfad“ mit bestimmten Übungen auszubauen.

Mit großem Ernst haben wir seinerzeit auf Grund jener Erkenntnisse und Erfahrungen eine völlig neue Konzeption für die Ausbildung und Zurüstung der künftigen Pfarrer gefunden und mit sehr detaillierten Vorstellungen niedergelegt, wie die herkömmlichen theologischen Disziplinen einem solchen geistlichen Erziehungsweg sinnvoll eingegliedert werden könnten. Aber diese ganzen Arbeiten sind in unseren Schreibtischen und Aktenschränken vergraben, und wir haben nichts davon verwirklichen können. Das erscheint uns, die wir jene Vorschläge durchdacht und niedergelegt haben, manchmal als ein sehr lähmender Zustand angesichts der verhängnisvollen Auswirkungen eines rein theoretisch-wissenschaftlich betriebenen Theologiestudiums auf die junge Pfarrer- generation.

Die Beichte

In diesem Zusammenhang muß schließlich ein Wort über den Versuch, die Einzelbeichte wieder zu beleben, gesagt werden. Der Versuch war bei uns nicht aus allgemeinen theologischen oder kirchlichen Erwägungen geboren, sondern aus dem Verlangen nach konkreter und wirksamer Hilfe in sehr realen menschlichen Nöten. Wir haben eine sehr einfache Ordnung der Einzelbeichte gestaltet, die sich uns – und auch vielen anderen – jahrelang im Gebrauch bewährt hat. Wir sind darüber von den einen gescholten worden, von den anderen aber gerade in diesem Bemühen anerkannt, zum Teil auch überschätzt worden. Es ist kein Zufall,

daß auf den Kirchentagen jedesmal gerade einige Glieder unserer Bruderschaft um diesen Dienst der seelsorgerlichen Hilfe und der Einzelbeichte gebeten worden sind.

Wir halten es für ein unverzeihliches und verhängnisvolles Versäumnis unserer Kirche, daß sie dem Pfarrer, auch schon dem jüngsten Vikar das Amt der Seelsorge auferlegt und anvertraut, ohne darauf zu dringen, daß er selbst diesen Dienst der Beichte an sich geschehen läßt; und wir selbst haben darum die Ordnung, daß kein Bruder Beichte hören soll, der nicht selbst von der Möglichkeit zu beichten, Gebrauch gemacht hat.

Schlechterdings entscheidend ist die Frage, ob die Brüder selber wirklich den Mut finden zu einer gründlichen Beichte, und ob sie dann einen Bruder finden, zu dessen Ernst, Barmherzigkeit und Verschwiegenheit sie unbedingtes Vertrauen haben können, und das ist ja wahrhaftig etwas anderes als menschliche und freundschaftliche Nähe und Verbundenheit.

2. Die Aufgaben der Bruderschaft

Die engsten Kreise

Wundert und beklagt euch nicht, wenn ich unter den Kreisen, denen gegenüber wir Aufgaben zu erfüllen haben, an erster Stelle unsere *Frauen* nenne. Ich weiß wohl, daß dieses nicht eigentlich eine Aufgabe nach außen hin genannt werden kann: immerhin, die Bruderschaft ist eindeutig ein Zusammenschluß von Männern, und nicht von Ehepaaren, und wir hatten guten Grund, die Stiftung unserer Bruderschaft zunächst auch vor unseren eigenen Frauen verborgen zu halten, um unseren Aufbruch nicht von vornherein gleich wieder in die Atmosphäre eines bürgerlich-familiären Protestantismus absinken zu lassen.

Gegen diese Schweigepflicht haben manche Brüder starke Bedenken geäußert, weil sie meinten, ihren Frauen gegenüber keinerlei Geheimnis haben zu dürfen. Demgegenüber wurde von seiten des Rates damals und später klar ausgesprochen, daß die Bruderschaft eine Kampfgemeinschaft von Männern ist und bleiben muß. Eben dieses hatte und hat Konsequenzen nach zwei Seiten:

Ein kühles Nebeneinander von Bruderschaft und Ehe ist nicht möglich. Jeder Bruder sollte seiner Ehefrau von der Existenz der Bruderschaft Kenntnis und an ihrem Leben Anteil geben, „soweit es ihm für seine Ehe unerläßlich erscheint“. Daneben ist es immer mehr als eine wichtige Aufgabe erkannt worden, die Frauen von Zeit zu Zeit teilnehmen zu lassen an den Zusammenkünften und Gottesdiensten der Bruderschaft, da

und dort auch am Michaelsfest, wobei aber die eigentlich bruderschaftlichen Feiern und Konvente selbstverständlich ausgenommen bleiben müssen. – Auch eine eigene Anrede des Ältesten an die Frauen der Brüder enthält einmal der Rundbrief, und die wiederholte Veranstaltung von geistlichen Wochen für Brüderehepaare zeigt am deutlichsten den Willen, Bruderschaft und Bruderehe in eine lebendige Verbindung zueinander zu bringen.

Auf der anderen Seite ist nicht zu verkennen, daß die Frauen der Brüder in einem sehr verschiedenen Maß auch nur den Wunsch und die innere Bereitschaft haben, an der bruderschaftlichen Bindung ihrer Männer inneren Anteil zu nehmen. Neben den Frauen, die ihren Mann zu dieser Bindung ermutigt haben und ihn trotz eigener Opfer ständig darin bestärken und tragen, stehen andere, die davon nichts wissen wollen und vielmehr der Meinung sind, es sei an der Zeit, diesen romantischen Aufbruch als gescheitert zu beenden. So schwer das dann für den einzelnen Bruder sein mag, so wenig darf ein Bruder deswegen, weil seine Frau kein inneres Verhältnis zur Bruderschaft gewinnen kann, in der Bruderschaft gering geachtet, sondern müßte gerade darin mit besonderer Liebe getragen werden. Es muß völlige Freiheit darin herrschen, wie weit die einzelnen Brüderfrauen an der Gedankenwelt, der Ordnung und dem Leben der Bruderschaft Anteil nehmen, und es muß umgekehrt auch der Gefahr ins Auge gesehen werden, daß einzelne Brüder sich von ihren Frauen in einer solchen Weise abhängig machen, daß darunter ihre innere und äußere Treue zur Bruderschaft und die Erfüllung ihrer bruderschaftlichen Verpflichtungen leidet.

In beiderlei Hinsicht spiegelt sich im Dasein einer Bruderschaft verheirateter Männer das ganze spannungsreiche Problem der durch die Reformation freigegebenen Ehe des Pfarrers, und was die Augsburgerische Confession darüber in ihrem Artikel XXIII „*De conjugio sacerdotum*“ gesagt hat, ist kein echter Beitrag zu dieser Frage. Eine wirkliche theologische Durchdringung dieser Frage ist unsere Kirche ihrem Pfarrerstand bis zu diesem Tage schuldig geblieben, und so können wir uns nicht wundern, wenn auch in unserer Bruderschaft diese Aufgabe nicht restlos gelöst sein kann.

Der nächstweitere Kreis, dem gegenüber wir Aufgabe und Verantwortung haben – mit dem Kreis der Brüderfrauen sich vielfach überschneidend – ist der Berneuchener Kreis, oder wie wir ihn dann später genannt haben, der Berneuchener Dienst.

Wir geben uns nicht immer deutliche Rechenschaft darüber, in welchem Ausmaß kirchlicher Heimatlosigkeit viele Protestanten leben, und wir sind denen, die durch uns und mit uns einen Ruf gehört haben, schuldig,

daß wir sie nichtallein lassen. Diese Verpflichtung ist leider nicht überall und immer im nötigen Maß empfunden und erfüllt worden. Die Verhältnisse liegen in dieser Hinsicht in den einzelnen Konventen sehr verschieden. Während an einigen Orten der Berneuchener Dienst ein ausgeprägtes Eigenleben führt, bilden an anderen Orten die Glieder des Berneuchener Dienstes den Kern der Pfarrgemeinde und ihres normalen Lebens.

Eine Anzahl von Mitgliedern des Berneuchener Dienstes haben sich auf jene sechs Sätze einer geistlichen Lebensordnung verpflichtet, die wir seit 1938 anbieten und gebrauchen. Es sind jetzt ein paar hundert Menschen, die von dieser Möglichkeit Gebrauch gemacht haben. Sie bedeutet von Haus aus eine ganz persönliche seelsorgerliche Bindung, ohne Zugehörigkeit zu einem besonderen Kreis. Aber eine Anzahl dieser „Verpflichteten“ haben den Wunsch, in einer regelmäßigen Fürbitte miteinander verbunden zu sein.

Die entscheidende Form, in der der Berneuchener Dienst aktiv, sehr aktiv geworden ist, ist die starke Mitverantwortung für das Berneuchener Haus in Kloster Kirchberg. Das Verlangen nach einem eigenen Heim geht auf die Anfangsjahre unserer Bruderschaft zurück. Es war überaus mühsam, daß wir sowohl für die Tagungen der Bruderschaft wie für die Freizeiten des Berneuchener Dienstes immer wieder einen anderen Ort finden und vieles improvisieren mußten und überall nur mehr oder weniger gern gesehene Gäste waren. Es ist erstaunlich, daß trotz dieser erheblichen Schwierigkeiten, unsere Tagungen und Freizeiten sehr bald einen guten Stil gewonnen haben.

Verwandte Bruderschaften

Ehe wir zu den sozusagen öffentlichen Aufgaben der Bruderschaft übergehen, bedarf es eines Wortes über die uns nahestehenden anderen, aber eben doch verwandten Kreise. Hier steht natürlich die Jungbruderschaft St. Michael an erster Stelle. Die am 26. Februar 1933 von mir im Auftrag des Rates unserer Bruderschaft begründete Jungbruderschaft hatte zunächst sehr unter den innerkirchlichen Kämpfen und theologischen Gegensätzen jener Jahre zu leiden, und sie ist erst unter der Führung unseres Bruders Wilhelm Schmidt etwa das geworden, was uns damals vor der Seele stand und was ich nicht zu verwirklichen vermochte. Jedenfalls ist die Jungbruderschaft etwas durchaus Eigenständiges geworden, mit eigenem Stil und mit einer glücklichen Mischung von Theologen, Handwerkern und Künstlern. Viele unserer Brüder sind durch die Jungbruderschaft zu uns gekommen.

Sehr anders ist unsere Beziehung zu dem Frauenkreis, der sich unter dem Namen *Ordo Pacis* zusammengeschlossen hat. Der Gedanke einer solchen Schwesternschaft ist schon sehr früh bei uns aufgetaucht, aber neben dem energischen Verlangen nach geistlicher Hilfe, vor allem für berufstätige Frauen, und begeisterter Zustimmung waren von Anfang an die Stimmen nicht zu überhören, die zu großer Vorsicht mahnten, weil ein ordensmäßiger Zusammenschluß von Frauen die Schwierigkeiten unseres eigenen Weges vervielfachen mußte. Inzwischen ist nun der *Ordo Pacis* begründet worden und geht in der Stille seinen Weg. In der wechselseitigen Fürbitte findet diese Verbundenheit am deutlichsten Ausdruck.

Das letztere gilt nun in besonderem Maß auch von den uns innerlich verbundenen Bruderschaften, die wir zum Teil auf seltsamen Wegen kennengelernt haben und deren Vertreter wir ja zum großen Teil in diesen festlichen Tagen in unserer Mitte begrüßen dürfen.

Dienst an der Kirche

Aber nun ist es Zeit, von unserem Verhältnis zur Kirche zu sprechen. Es ist eigentlich wohl nicht richtig, wenn ich von dem „Verhältnis“ unserer Bruderschaft zur Kirche rede, so als ob diese Kirche etwas außerhalb unser selbst wäre, zu dem wir in eine Beziehung treten müßten. Aber freilich, die Not, aus der wir kommen und in der wir uns immer von neuem finden, ist die Not der Kirche, und so kann der Dienst an der Kirche, zu dem wir uns gerufen wissen und zu dem wir uns verpflichtet haben, nur ein sehr kritischer sein.

Der konfessionelle Ort der Bruderschaft

Es war meines Wissens auf dem Kapitel 1938, daß zum ersten Mal der Satz ausgesprochen wurde, daß wir aus dem Protestantismus ausgewandert sind, weil wir in einer geschichtlichen und kirchengeschichtlichen Situation sind, in der dieser Protestantismus an ein Ende geraten ist. Aber was bedeutet dieses Schlagwort vom Ende des Protestantismus und von unserer Auswanderung aus dem Protestantismus? Wir sind oft gefragt worden und unsere eigenen Brüder haben uns gefragt, welches denn eigentlich der konfessionelle Ort der Bruderschaft sei? Ist nicht alles Entscheidende über diese Frage schon gesagt in dem Satz unserer Urkunde: „Wir glauben daran, daß den deutschen Kirchen der Reformation ein Beruf verliehen ist an der ganzen Christenheit.“ Dieser Satz enthält ebenso ein Bekenntnis zu dem Erbe der Reformation – wie sollte und dürfte es anders sein? – wie ein entschiedenes Bekenntnis zu ihrer *ökume-*

nischen Bedeutung und Verantwortung. Das, was in der Reformation gewiß nicht gemeint, aber durch die starke Mitwirkung politischer Faktoren tatsächlich geschehen ist, ist uns immer fragwürdiger geworden. Wir haben schon vor zwanzig Jahren die Sorge ausgesprochen, daß in einer einseitigen Bindung an die im 16. Jahrhundert gefallenen Entscheidungen die Fülle der Heiligen Schrift einer bestimmten verengten Tradition geopfert wird, und wir fragen uns ernstlich, ob nicht die römische Kirche manche Dinge überwintert hat, die heute für die ganze Kirche wieder wichtig werden.

Damit ist hinlänglich klar, daß und warum die geschichtliche Konfession in ihrer Sondergestalt zwar selbstverständlich der Ort ist, an dem wir stehen, der Ausgangspunkt aller kirchlichen Arbeit, aber keinesfalls das Ziel sein kann, dem wir uns letztlich verpflichtet fühlen. Wir wehren uns leidenschaftlich dagegen, daß das Dasein protestantischer Sonderkirchen, die aus dem Scheitern der Reformation entstanden sind, als eine undisputierte und Gott wohlgefällige Dauergestalt der christlichen Kirche anerkannt, verteidigt und verfestigt wird. „Jede Kirche“ – so heißt es in einem unserer ersten Rundbriefe – „die die ökumenische Bewegung ablehnt, stellt sich außerhalb der Kirche Christi“.

Damit ist es sehr wohl vereinbar, daß wir uns dem Erbe Luthers innerhalb der verschiedenen Ausprägungen des Protestantismus besonders dankbar verbunden und verpflichtet fühlen.

Unsere ökumenische Haltung wird unter anderem konkret in unseren ernstesten Bemühungen um Gespräche mit römisch-katholischen Theologen. 1934 fand in dem Priesterseminar Hermsdorf bei Berlin das erste solcher Gespräche statt, an dem Ritter und ich teilgenommen haben. Und seither haben, wie Euch bekannt ist, alljährlich unsere beiderseitigen ökumenischen Arbeitskreise getagt, an denen einige Glieder unserer Bruderschaft beteiligt sind. Ich kann nicht alle die anderen Gelegenheiten und Formen solcher Gespräche aufzählen bis zu den fruchtbaren Arbeitstagen in dem Haus der Begegnung in Kloster Niederaltaich.

Wichtiger freilich als alle solchen theologischen Gespräche und Klärungen ist die Tatsache, daß wir uns im Gebet verbinden. Frühzeitig haben wir die Teilnahme an der Gebetswoche für die christliche Einheit empfohlen, und wir freuen uns, daß unser Gebet vom Donnerstagmittag („Laß Deine ganze Christenheit vereint werden“) auch von römisch-katholischen Kreisen aufgenommen ist und gebraucht wird. Wir halten es für den Gipfel der Verkehrtheit und für eine schlimme Verhärtung der Polemik, wenn von bestimmten Männern die Gottesdienststörungen der lutherischen Kirche deswegen angegriffen und verdächtigt werden, weil darin auch manches gemeinchristliche Gebetsgut enthalten ist, das auch